

Sprechen wir über Behinderung

Raúl Aguayo-Krauthausen im Interview

Gleich die erste Email gibt den Ton vor. Dort, wo sonst gerne (und etwas angeberisch) steht: „sent from my smart-phone xyz“, steht bei Raúl Aguayo-Krauthausen selbstverständlich (und ein wenig augenzwinkernd) „sent from my wheelchair“.

Damit es auch kein Vertun gibt. Raúl Krauthausen lebt in Berlin, ist aber weit über die Grenzen der Hauptstadt hinaus bekannt und tätig. Oder besser: aktiv. Denn „Aktivist“ hat der 1980 geborene Journalist, Buchautor, Ashoka-Fellow, Botschafter der Christoffel-Blindenmission ... als Berufsbezeichnung gewählt.



Zu seinen bekanntesten Projekten zählt die Online-Karte „Wheelmap.org“, auf der rollstuhlgerechte Orte gesucht, gefunden und per Ampelsystem markiert werden können. Die auch per App verfügbare Karte steht für alle Interessierten offen und ist auch ohne Anmeldung nutzbar. Aktuell sind dort über 500.000 Orte eingetragen und bewertet.

Zusammen mit einer ganzen Reihe anderer Projekte ist Wheelmap.org unter dem Dach der „Sozialhelden“ zuhause, einem Verein, der von Raul Krauthausen gemeinsam mit einem Cousin Mitte der 2000er Jahre gegründet wurde. Das Ziel: die Entwicklung kreativer Ideen zu



handfesten Projekten, die soziale Probleme anpacken.

Soviel Einsatz bleibt nicht unbeachtet. Mittlerweile sind Raul Krauthausen und seine Mitstreiterinnen und Mitstreiter für ihre Ideen und Projekte vielfach ausgezeichnet, u.a. mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande, dem Deutschen Bürgerpreis und mit einer Nominierung für den Grimme-Online-Award.

Kein Wunder, dass der Mann viel unterwegs ist. Für das Gespräch erreichen wir Raul Krauthausen während einer Bahnfahrt.

Herr Krauthausen, im vergangenen Herbst fand die Fachtagung der Reha-Lehrer für blinde und sehbehinderte Menschen statt, Schwerpunkt war das Thema „Mehrfachbehinderung“. Einen Tag lang gab es Vorträge und Referate und mit Ausnahme eines Films am Anfang, kam kein behinderter Mensch zu Worte.

In Ihrem Buch „Dachdecker wollte ich eh nicht werden“, schreiben Sie im Kapitel „Eierschaukeln mit Öl“, dass Sie solche Veranstaltungen nicht schätzen. Was empfinden Sie, wenn Sie an eine Tagung denken, auf der Fachleute sich über behinderte Menschen austauschen? Ärgert Sie das?

Nein, ärgern geht zu weit. Natürlich dürfen sich Fachleute austauschen, wo rüber sie wollen. Das Problem ist eher, wenn das nicht reflektiert wird. Wenn die Veranstalter die Schwachstelle nicht erkennen, also behinderte Menschen nur im Saal sitzen und das eigentlich als Muster zu erkennen ist – dann werde ich sauer.

Passiert das denn noch häufig?

Natürlich. Auch beim Thema „Männer und Frauen“. Das ist auch eine Frage der Macht. Meistens sind es ja nicht-behinderte Männer, die dort reden. Was als Verteidigungshaltung dann oft kommt, ist: wir finden ja keinen! Wir haben ja gesucht aber leider niemanden gefunden. Dann antworte ich: es gibt zumindest immer Experten in eigener Sache, das sollte genügen, da muss man nicht Neurochirurgie studiert haben. Außerdem haben die dann eben oft auch nicht ausreichend gesucht!

Sie sind ja auch ein nachgefragter Redner. Bemerkenswert finde ich, dass Sie auf Ihrer Website raul.de klar sagen: „Events oder Konferenzen, auf denen es nur männliche Sprecher oder Vortragsredner gibt, möchte ich in Zukunft nicht mehr besuchen.“

Das ist allerdings schwer durchzuziehen. Ich weise jedes Mal energisch darauf hin und das bringt schon einiges. Wichtig ist da auch, dass man ein Lösungsangebot macht, weshalb ich auf der Website Links aufführe, wie man an weibliche Rednerinnen kommt.

Im Bereich der Blinden- und Sehbehindertenforschung und -Pädagogik gibt es immer wieder Projekte, bei denen der blinde Mensch zum Forschungsobjekt wird. Häufig habe ich den Eindruck, dass die Forschenden gar nicht so genau wissen, mit wem sie es zu tun haben, dass die ihre Hausaufgaben nicht gemacht haben. Haben Sie damit auch zu tun?

Wir akzeptieren grundsätzlich keine Forschungsanfragen für Bachelor-Arbeiten, sondern fangen erst mit dem Master an, weil wir dann wissen, dass die Studierenden sich damit auseinandergesetzt haben.

Zum Thema „Sprache und Stigma“. Vor einiger Zeit bin ich im Harz mit der Seilbahn gefahren. Ebenfalls in der Gondel war eine Gruppe, darunter ein Mensch mit Behinderung. Und beim Fahrkartenkauf hieß es: zwei Erwachsene, ein Kind, ein Schwerbehinderter. Das war von der Frau mutig ausgesprochen, aber: es hat auch ein bisschen wehgetan, diesen Zwang zur Besonderung bezeugen zu müssen. Da wird ja eine eigene Gattung geschaffen: Mann / Frau / Kind / Schwerbehinderter. Sehe ich das zu eng?

Solche Situationen kenne ich auch. Wenn die Durchsage lautet: wir haben da noch einen Rollstuhl oder wo will der Rollstuhl denn hin ... Bei Ihrem Beispiel in der Seilbahn: waren das Familienangehörige? Ja, ich glaube, die Mutter.

Da weiß man ja über den Umgang nichts. Man muss immer gucken, wen man kritisiert. Ich glaube, dass ein Angehöriger sensibilisierter sein sollte, als jemand der Multiplikator ist oder ein Fachmann. Wobei Sensibilisierung jedem gut tut.

Ich habe Angst davor, dass wir anfangen, uns selber zu spalten. Die „Gegner“ sind häufig nicht die Betroffenen, sondern die sogenannten „Experten“. Manchmal sollte man auch die Kirche im Dorf lassen.

Diese Selbstzuschreibung, bzw. Fremdbeschreibung der Identität wird ja auch von Menschen mit Behinderung übernommen. Schon sprachlich wirkt das auf mich oft roh: ich bin 100 Prozent behindert. Wäre es nicht Zeit, einen neuen Begriff zu finden und durchzusetzen?

Nein, die Terminologie, die wir aktuell verwenden, ist völlig in Ordnung. „Behindert“ ist eine Tatsachenbeschreibung.

Es lässt offen, ob wir behindert sind oder ob behindert werden. Ein Problem ist eher, wenn der Begriff „behindert“ unnötig negativ besetzt wird. Aber erstmal ist es so: Ich bin und ich werde behindert, Punkt.

Wenn Menschen sagen, ich bin 100 % schwerbehindert, dann muss man sich immer ein bisschen fragen, warum sagt die Person das? Zu 90 Prozent, weil sie viele Diskriminierungserfahrungen gemacht hat. Ein anderer Begriff bringt da nichts. Man sollte eher fragen: Wie kann man die Person befähigen, anders damit umzugehen? Wie kann man sie dazu bringen, es selber nicht mehr als Stigma anzusehen?

Zum Thema „Barrierefreiheit“. Spielen da auch die Barrieren in den Köpfen der Betroffenen eine Rolle?

Nein! Barrierefreiheit bedeutet Zugang zur Gesellschaft, zur Welt, in der wir uns bewegen. Da kann man nicht einfach sagen „du hast nicht akzeptiert, dass du behindert bist“! Dahinter steht ja der Gedanke: Jeder ist seines Glückes ^{ANZEIGE} Schmied. Das glaube ich einfach nicht. Je nachdem wie die Menschen aufwachsen, wo, in welchem Land, hat das unglaublich Einfluss darauf, wie resilient die Person ist. Nicht jeder Schmied hat Glück.

Das ist so eine typische Expertenaussage, von jemandem, der selber nicht betroffen ist. So wie „der Rollstuhl ist ganz leicht zu fahren“ oder „zieh dir 'ne lange Hose an, damit du nicht belästigt wirst“.

Ich glaube nicht, dass das Individuum das Problem ist!

Kann man sagen, dass die Barrierefreiheit in Deutschland einen recht hohen Stand hat?

Da würde ich auch widerreden. Mit welchen Ländern vergleicht man das? Bangladesch? Dann ja, meinetwegen. Mit Skandinavien, England, USA?

Dann nein.

Was die Deutschen systemimmanent machen, ist, das Kostenargument zu



bringen. Meist kommt da ein nicht behinderter Experte und sagt, was machbar ist. Und der Deutsche neigt dazu, das Problem zu sehen und nicht die Lösung. Zum Beispiel bei Inklusion in der Schule. Der Ami sagt: ja klar, lass es uns ausprobieren. Der Skandinavier sagt: das ist sein Recht, wir klagen's ein! Die Deutschen haben immer den Kostenvorbehalt. Sonst wird es nicht gemacht. Deutschland ist innerhalb Europas eher das Schlusslicht.

Inklusion in ihrer Reinform stellt die Machtfrage: sind Menschen ohne Behinderung bereit, Macht an Nicht-Behinderte abzugeben. Und das bedeutet meistens: Die weißen, heterosexuelle, nicht-behinderten Männer haben ein Problem damit, wenn sie Macht abgeben müssen.

Wo sollten wir hingucken in Europa?

Großbritannien ist zehn bis zwanzig Jahre weiter als Deutschland. Österreich ist in einigen Gesetzen wesentlich weiter, dort kann seit dem ersten Januar jedermann klagen, wenn etwas nicht rollstuhlgerecht ist. Das aktuelle deutsche Gleichstellungsgesetz bezieht sich hingegen auf öffentliche Gebäude und Dienstleistungen. Also auf alles außer der Privatwirtschaft. Damit kann man es eigentlich in der Pfeife rauchen, weil sich das Leben eben nicht hauptsächlich in öffentlichen Gebäuden abspielt.

Lesetipp: wer mehr von und über Raúl Aguayo-Krauthausen lesen möchte, dem sei seine Biographie **„Dachdecker wollte ich eh nicht werden – das Leben aus der Rollstuhl-perspektive“** empfohlen. Das Buch ist bei Rowohlt in der Reihe Polaris erschienen und hat 256 Seiten. Es liegt auch als Hörbuch vor. Mehr Infos inklusive knapp einstündiger Online-Lesung auf www.raul.de/buch/